

(Nachdruck verboten.)

21]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

„Was machen Sie dort, Denisoff? Was ist los?“

„Die Hunde! Verstehen Sie mich: die Hunde!“

Er zeigte nach dem gegenüberliegenden Ufer des Sees, wo Alexandroffs Jurte lag. Eine Schar zottiger Hunde zerrte dort wütend an etwas herum, und einen Augenblick später sprang noch einer mit irgend einem Gegenstand im Maul zum zerschlagenen Fenster heraus.

„Ich merke schon lange, daß dort nicht geheizt wird. Es macht den Eindruck einer vollständigen Einöde, und jetzt . . . was meinen Sie?“

„Sie haben so was von Gerste geredet, sie sollen jenseits des Flusses pflügen.“

„Se, he! Lassen Sie sich doch nichts weiß machen! Ich denke: diese Gerste wird unsrem „Pompadour“ teuer zu stehen kommen. Wir werden was Neues erleben, ja wohl, was Neues! Meinen Sie, ein Alexandroff oder Niehorski seien im Stande, sich so lange mit Bauernarbeit zu begnügen?“

„Warum denn nicht? Krassuski ist ein gebildeter Mann und befaßt sich trotzdem mit Schmiede-Arbeiten.“

„Mit Schmiede-Arbeiten?! Ach, Wertester, wir wissen wohl, was er schmiedet! Das ist nur ein Vorwand . . . Dieser Lüftling, dieser Weiberfreund! Seine ganze Schmiederei ist nichts als eine Falle, die unsren Frauen gestellt wird, ein Mittel, sie in seine Hütte zu bringen. Jawohl, jawohl . . . Ringe, Ohrringe, Broschen, verschiedene Reparaturen . . . Aber seine Haupteinnahmen fließen aus einer andren Quelle. Galka hat mir erzählt, er habe eine Kuh . . .“

Der ehrenwerte Herr Denisoff konnte seine Erzählung nicht zu Ende bringen, denn plötzlich erblickte er . . . ein Gespenst. Es hatte Augen, die flammten wie zwei Faceln, und ein Gesicht, das so dürr und schwarz geworden war, daß es an einen Adlerkopf erinnerte. Ueber die Schulter hatte es eine Flinte hängen und am Gürtel ein Messer. Das Gespenst hatte sicherlich nichts gehört, aber es ging so schnell und hoherhobenen Hauptes an ihnen vorüber, daß Herr Denisoff, obgleich ihn die Erscheinung gar nicht zu sehen schien, eilig den wunderschönen Cylinder abnahm und denselben eine ganze Weile über seinem Kopfe hielt.

„Haben Sie gesehen? Er ist bei Samuel eingetreten. Ich lauf zum Isprawnik, auf Wiedersehen!“

Die Freunde trennten sich, um die Kunde nach verschiedenen Seiten hin zu verbreiten.

Am Abend war das ganze Städtchen voll von der aufregenden Neuigkeit, daß die Verbannten von jenseits des Flusses zurückgekehrt seien und Niehorski auf einer Tragbahre mitgebracht hätten.

Tscherewin eilte zu den Genossen.

„Krank ist er! Hab' ich's nicht gesagt? Sie wollten Klüger sein als mein Großvater! Sie werden's auf den Bergen versuchen. Jetzt haben sie ihre Gerste. So, ho! Unsr Erde ist eine harte Nuß. Das ist sibirische Erde, nicht russischer Boden!“ triumphierte Warlaam Warlaamowitsch.

Der Isprawnik war in rosigter Laune. Für den kommenden Sonntag kündigte er ein großes Fest an, und den Kranken ließ er durch einen Kosaken fragen, ob er ihn nicht mit Chinin dienen könne.

Der Adjunkt machte ein langes Gesicht.

„Wie können sie geflohen sein, wenn sie da sind?! Dieser Esel von Kosloff muß mich immer hineinlegen!“ dachte er melancholisch über seine letzte Demunziation nach, die nun wieder einmal falsch gewesen war . . . Pech muß man haben!“

II. Band.

1.

Das trübe Licht eines regnerischen Tages war kaum im Stande, Alexandroffs Jurte einigermaßen zu erhellen. Der Gerätschaften und Gefäße beraubt, die zur Flucht gebraucht worden waren, sah sie noch dürftiger, noch unansehnlicher aus als sonst. Die dunklen, aus Rindhölzern aufgeführten Wände neigten sich düster über die niedrigen Bänke und hüllten alles

in schmutzige Halbschatten. Das Papier, das die zerschlagenen Scheiben ersetzen mußte, war aufgeweicht und klatschte, vom Sturm hin- und hergezerrt, dumpf und eintönig durch das tiefe Schweigen. Graue Rauchfetzen, die der Sturm immer wieder zum Ofenloch zurücktrieb, hingen von der schwarzen Stubendecke herab, als wären's Wolken, die sich zum Dache hereinzwängten.

Die Verbannten saßen schweigend um den Mittagstisch. Die Stille wurde nur vom leisen Klappern der Holzlöffel unterbrochen. Krassuski wuschte sich den Mund zuerst und stand auf. Alexandroff zog seine Pfeife und den Tabaksbeutel hervor.

„Warum eßt Ihr kein Fleisch? Ich werde auch keins mehr essen. Das muß endlich mal aufhören! Ich bin gesund! Ich will nichts mehr von besonderen Rücksichten wissen!“ brauste Niehorski auf.

Die andren sagten kein Wort, blickten aber beide unwillkürlich das totenbleiche Antlitz des Sprechenden an.

„Ich muß schon gehen. Es wird bald dunkel werden!“ sagte Krassuski halblaut.

„Und wie wird's mit Thee? Laß es heute sein, bei diesem Unwetter wirst Du doch nichts schießen,“ meinte Alexandroff.

„Laßt mir ein Glas Thee übrig; ich werde es trinken wenn ich wiederkomme.“

Er nickte ihnen zu, zog die Pelzmütze über die Ohren und ging fort. Das schmutzige, infolge des langandauernden Regens tiefende Städtchen schmiegte sich wie ein durchnähtes Nebelhühnervölkchen an die Hügel rund um den See. Die bräunlichen, trüben Wellen des „Düngermeeres“ klatschten schläfrig an die aufgeweichten Ufer. In der Ferne zogen bleierne Wolken dicht über der Erde hin und stäubten feinen Regen herab, während der sturmzerkaute und schon halbentlaubte Wald wehmütig hin- und herschwankte.

„Du schießt doch nichts!“ dachte Krassuski verdrießlich. Ich kann diese Prophezeiungen nicht leiden! Dumm sind sie und nur dazu da, einem die Laune zu verderben. Und wenn ich wirklich nichts schieße? Die Vorräte sind verbraucht. Wieder müssen Arkanoffs oder Tscherewin in Anspruch genommen werden. Sicherlich werde ich wieder zu ihnen gehen müssen. Oh, wie ich das hasse! Diese drei ausgenommen, hungern wir alle. Die „auswärtigen Mächte“ thun noch so, als besäßen sie Vorräte, aber auch ihre Nasen sind ganz spit geworden. Und der ist krank — der Arzt verordnet ihm Fleisch, und im Städtchen ist kein Gappan aufzutreiben. Wir müßten ein Kalb oder eine ganze Kuh kaufen, aber daran ist nicht zu denken. Ich muß etwas schießen, und wenn's nur ein einziger Vogel ist. Wir Gesunden können uns mit Pilzen und Thee behelfen. Zu Arkanoffs geh' ich nicht — um nichts in der Welt! . . .“

Er schlug den Kragen hoch und wandte sich ins feuchte Gebüsch. Wenn er die Zweige streifte, troff ein Sprühregen auf ihn herab. Er überwand den ersten unangenehmen Eindruck und drang tapfer durchs Dickicht, ohne der Zweige und Tropfen zu achten; nur sein Gewehr verbarg er sorgfältig unter der Joppe. Im Gehen war er warm geworden, die Jagd interessierte ihn und vertrieb die düsteren Gedanken. Er umkreiste die Seen der Reihe nach, lauerte im Nöbriht, sprang von Insel zu Insel über Sümpfe und Moräste, kroch durch dichtes Gesträuch und horchte oft lange, mit vorgestrecktem Galse, von Wind und Regen gepöpselt, ob nicht irgendwo im Gemurmel des rings umher plätschernden Wassers und im Rauschen des Regens Entenschnatter zu hören sei.

Aber er horchte umsonst: nur der Wind allein pfiß in allen Tonarten durch die nackten Zweige der Bäume und Sträucher. Die Bierfühler hatten sich in ihre Söhlen verfrachten, die Vögel im Grase versteckt. Aber überall, zwischen dem roten, herabgewehten Laub und den dunklen, feuchten Moosen leuchteten unzählige Mengen von Pilzen hervor. Sie wurden von niemand gesammelt, deshalb gab's auch solche unter ihnen, die ihre übermäßig großen Hüte kaum auf den schiefen Stielen halten, und ganz junge, die noch nicht aus der gelockerten Erde hervorlugen konnten. Aber alle sahen sie appetitlich aus; sie strotzten von Gesundheit und strahlten vor Freude über den Regen, der die Würmer von ihnen fernhielt.

Krassuski sammelte eine ganze Menge davon in ein Tuch. Er war sicher, er würde nichts weiter im Walde finden;

er froh und war bis auf die Haut durchnäßt, aber trotzdem eilte er nicht nach Hause zu kommen, denn er wollte Eugenien, die ihre Jurte gewöhnlich in der Dämmerstunde aufsuchte, nicht daheim antreffen.

Anfangs, als Niehorski lebensgefährlich krank war, kamen die Genossen oft und brachten den ganzen Tag bei ihnen zu; aber dann, als der Tod nicht mehr an der Thür stand, und nur Armut und Sehnsucht zurückgeblieben waren, beschränkte sich ihr Verkehr mit den andern, der infolge der Flucht schon feltener geworden war, vollends aufs unvermeidliche. Eugenie allein war ihnen bis zuletzt treu geblieben; sie kam jeden Tag, und mit ihrer anmutigen Gestalt, mit ihrem Goldhaar, ihren blauen Augen, ihrer weichen, melodischen Stimme und ihrem edlen Anstand leuchtete der Abglanz eines andern Lebens einen kurzen Augenblick in ihrer Jurte auf.

Als Krassuski durchnäßt und tobedeckt nach Hause kam, saß sie eben über den Tisch gebeugt und hörte Niehorski zu. Sie mußten von ihm gesprochen haben, denn sie sah mit einem besonders freundlichen Lächeln zu dem Jüngling auf, und Niehorski hielt plötzlich in der Mitte seines Satzes inne.

„Nun, hatten wir nicht recht? Diese Mühe ist umsonst gewesen! Setz' Dich, der Samowar ist noch warm.“

Fünfter blickend, grüßte Krassuski Eugenien, legte die Pilze vorsichtig auf ein Wandbrett und ging ins Nebenzimmer, um seine feuchten Kleider zu wechseln.

Niehorski warf einige Kohlen in den Samowar.

„Willst Du heute in die Werkstatt gehen? Bleib' lieber zu Hause. Der Wind fauft und es regnet in Strömen.“

„Ich muß hin. Ich habe versprochen, die Bestellungen bis morgen fertig zu machen.“

„Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich warten, bis Sie Ihren Thee getrunken haben. Ich will Sie bitten, mich heimzubegleiten. Es ist so glatt draußen!“ sagte Eugenie.

Es war in der That glitschig und dunkel, und der Wind wehte die Vorübergehenden auf den kotigen Straßen fast um. Aber der gewandten, starken und tapferen Frau war das nichts Neues. Krassuski ahnte, daß sie etwas andres im Sinne haben müsse. Sein Herz erbebte vor Freude und vor Schmerz.

Sie hat gewiß etwas mitgebracht, was sie sich nicht getraut, Niehorski anzubieten. Alexandroff ist nicht zu Hause, daher will sie's mir zusteden . . . Oder will sie etwas erfahren? . . . suchte er sich zu beruhigen. Aber dessen ungeachtet krieg seine Erregung immer mehr.

Aus dem flüchtigen Kopfnicken, mit dem der Jüngling seine Bereitwilligkeit kundgegeben hatte, war es Eugenien leicht gefallen, ein gewisses Uebelwollen, eine ihr unerklärliche Härte und Strenge herauszulesen. Als sie daher allein waren, fragte sie, ohne den ihr angebotenen Arm anzunehmen:

„Ich seh' zu meinem Erstaunen, daß Sie mir böse sind. Bitte, seien Sie aufrichtig und sagen Sie mir, wann und wie ich Sie beleidigt habe, denn ich versichere Sie, es ist gegen meinen Willen geschehen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr Verteidiger.

Skizze von Martin Böldi.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Georg Duffe.

„Was glauben Sie, Herr Rechtsanwalt? Wieviel kann ich bekommen?“

Diese Frage wurde von einem großen, breitschultrigen, sorgfältig gekleideten Herrn an Dr. Alfons Lilbey gerichtet, den berühmten Advokaten, den die Gerichtsreporter mit eiserner Konsequenz „unsern großen Kriminalisten“ nannten. Mit Recht. Dr. Lilbey war nicht umsonst berühmt. Mit seinem wohlklingenden Bariton vermochte er die hartgejagtesten Geschworenen zu rühren, und mit seinen geistreichen Einfällen und Argumenten hatte er schon manchesmal den gefährlichsten Anklagen die Spitze abgebrochen. Wie die meisten Advokaten hing er mit wahrer Leidenschaft an seinem Beruf. Bei den Verhandlungen brachte er seine Gründe stets mit so hinreißender Uebersetzung vor, als ob das Verbrechen thatächlich nur in der Phantasie des Staatsanwalts existiere und als ob er ausschließlich gegen falsche Verdächtigungen zu kämpfen hätte.

Niemals wird mich der verehrte Herr Staatsanwalt überzeugen, daß mein Klient das ihm zur Last gelegte Verbrechen begangen hat“, pflegte er zu sagen, auch wenn der Verbrecher selbst gestanden hatte.

Aber auch abgesehen von der theatralischen Wirkung, die er durch Wort und Gesten zu erzielen wußte, war er mit allen Salben geschnitten und hatte schon oft eine Lücke in der Gesetzgebung aufgefunden, durch die sein Klient entschüpfen konnte. In solchen Fällen sprach er mit derartiger Entrüstung, als ob er eine Taube

aus Habichtskralen zu erretten hätte. Die Taube war zumeist ein Desfrandant oder ein Fehler.

Der Fragesteller strich nervös seinen weichen seidigen Bart und wartete ungeduldig auf Antwort. Der Herr Rechtsanwalt blätterte ruhig im „Oesterreichischen Wechselrecht“, das in gar keiner Beziehung zu diesem Falle stand.

„Hm, lieber Freund, Sie fragen, wieviel Sie bekommen können? Sehen wir nach . . . 391 . . . 392 . . . ja, hier ist es, lieber Freund: ich glaube zwei Jahre. . .“

Der fremde Herr sprang nervös aus dem elastischen Fauteuil.

„Was? Zwei Jahre?“

„Ja, lieber Freund, Fälschung von Staatsakt . . . Der Staat ist brutal, wenn es sich um seine Papiere handelt. Der Staat ist immer brutal. Das sag' ich Ihnen . . . Privatakt, das wäre etwas andres, lieber Freund. . .“

Der große Kriminalist nannte jeden seiner Klienten „lieber Freund“. Aus ehrlicher Uebersetzung, denn er fühlte, litt und freute sich mit ihnen. Stets behandelte er sie auf das Zuversichtlichste, mit der gleichen Liebenswürdigkeit wie ein Geschäftsmann seine Kunden. Er lebte ja von ihnen und verdankte ihnen Vermögen und Karriere.

„Ja, ja, lieber Freund,“ fuhr er in leichtem Plauderton fort, „wir können sehr zufrieden sein mit zwei Jahren. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir bereits sechs Monate wegen Unterschlagung hinter uns haben. Sie verstehen . . . Nun, ich werde alles Mögliche thun . . . Was den Vorstoß betrifft . . .“

„Jetzt kann ich nur fünfzig Gulden zahlen,“ sagte der Aktenfälscher schon.

„Wenig, sehr wenig, lieber Freund. Aber, da Sie ein alter Klient von mir sind . . . 's ist egal. Bringen Sie mir das übrige nur bald. Sie wissen, daß ich große Ausgaben hab', lieber Freund . . . vier Gehilfen! Sonst können Sie aber ganz ruhig sein: ich garantiere Ihnen dafür, daß wir es mit zwei Jahren abmachen. Ich wiederhole: zwei Jahre.“

„Aber Herr Rechtsanwalt, zwei Jahre Zuchthaus!“

„Wer spricht von Zuchthaus? Gefängnis, lieber Freund, ein saßes Gefängnis! Gott befohlen und beunruhigen Sie sich nicht. — Gefängnis . . .“

Der Herr mit dem seidigen Bart war durchaus nicht ruhig, enifernte sich aber. —

Ein untersehter Mann mit einem Kahlkopf trat für ihn in das Zimmer und begrüßte den Rechtsanwalt mit vertraulichem Lächeln. Alles an ihm war alt, sogar seine Zähne waren so rostbraun, als hätte er sich alte einsetzen lassen.

„Herr Doktor kennen mich nicht mehr?“

„Oh, ja, gewiß, aber . . .“

„Ich bin der Goldfinger.“

„Aha, der Tapezier!“

„Nein, bitte, der Alteisen-Händler aus der Walzgasse.“

„Ich erinnere mich, ja.“

„Herr Doktor haben mich schon einmal verteidigt.“

„Weiß, weiß . . . man hat Sie freigesprochen . . .“

„Nein, bitte, ich bekam zwei Monate.“

„Ah, richtig! Betrug, nicht wahr?“

„Nein, bitte, Fehlerlei . . .“

„Richtig, richtig, die Zeugen sagten schlecht aus . . .“

„Ja, die Zeugen“ — lächelte Goldfinger — „Herr Doktor haben ein großartiges Gedächtnis.“

„Das gehört zum Beruf, lieber Freund! Nun, was bringen Sie diesmal Gutes?“

„Ich habe wieder ein kleines Anliegen. Es ist schrecklich, wie man uns Althändler malträtiert! Belieben Sie zu glauben, Herr Doktor: das löbliche Gericht hat es direkt auf mich abgesehen. Ich habe acht lebende Kinder . . .“

„Hat man Sie wieder angeklagt?“ unterbrach ihn der Advokat, der sich für seine Familienverhältnisse nicht sehr zu interessieren schien.

„Ja bitte, ich kaufte altes Eisen und darunter waren einige Gewehre . . .“

„Verstehe, verstehe! Fahren Sie nur fort!“

„Was weiß ich von Gewehren? Bin ich ein Jäger? Ich dachte, es wär' altes Eisen . . .“

„Natürlich! Wieviel bezahlten Sie dafür?“

„Was weiß ich? Ich bezahlte ehrlich. Ich blieb keinen Heller schuldig. Ich wollte, man bezahlte mich so prompt. Von wo sollt' ich wissen, daß es gestohlen ist? Ich bin doch kein Spiritist!“

„Freilich nicht! Und der Dieb?“

Goldfinger zwinkerte vertraulich mit den Augen.

„Ist im Krankenhaus gestorben!“

„Bravo! Etwas Klügeres konnte der Mann gar nicht thun. Haben Sie keine Furcht! Nicht ein Haar wird Ihnen gekrümmt. Ich notiere mir gleich den Sachverhalt. Aber wieviel gaben Sie für die Gewehre?“

„Was weiß ich? Soll ich mich noch erinnern?“

„Es ist wahr: Sie sind keine protokollierte Firma, haben nicht die Pflicht, Bücher zu führen. Aber so beiläufig: fünf Gulden, sechs Gulden?“

Goldfinger dachte nach.

„Ich glaube, sieben Gulden.“

„Sehr gut. Sieben Gulden. Das ist ein durchaus ehrenwerter Preis für ein altes Gewehr. Ich hätte auch nicht mehr gegeben. Haben Sie nur keine Furcht: wir machen die Sache schon!“

„Belieben zu wissen, Herr Doktor: ich bin nur deswegen unruhig . . . meine Tochter ist Braut . . .“

„Ich verstehe . . . Sie würden am Hochzeitstag nicht gern sitzen, natürlich . . . wäre sehr unangenehm . . .“

„Ja wohl, bitte: die Partie könnte auch auseinandergehen. Der Bräutigam ist aus peinlicher Familie . . . Ich würde gern zwei- bis dreihundert Gulden aufwenden, wenn die Geschichte jetzt . . .“
„Nächtig, lieber Freund! Mein Gehilfe wird eine Empfangsbestätigung über dreihundert Gulden ausfertigen. Vorwärts ist nicht nötig. Die Firma Goldfinger ist mir gut. Leben Sie wohl, lieber Freund. Nur keine Furcht!“

Der Althändler entfernte sich ebenso lächelnd wie er gekommen war. Der Schreiber meldete Frau Horn.

„Schiden Sie die Dame herein!“

Die kleine, zierliche Gestalt einer auffallend schönen Frau trat in das Kabinett. Unter dem flotten Strohhut türmten sich schwere goldblonde Zöpfe, deren Farbe den Eindruck des Künstlichen machte. Sie kontrastierte zu stark mit dem dunklen Braum der Brauen und dem unruhig brennenden schwarzen Auge. Sie verstand sich aber zu kleiden, die kleine Frau! Die Falten der lilafarbigem Seidenbluse waren sorgsam geordnet. In den rosigen Ohrläppchen blühten große Boutons. Alles war comme il faut. Nur der Sonnenschirm war allzu reich mit Spitzen besetzt. Er war auffällig.

Der große Kriminalist sah sie aufmerksam, beinahe forschend an. Die elegante Toilette interessierte ihn augenscheinlich.

„Freut mich sehr, gnädige Frau! Bitte Platz zu nehmen.“

Die junge Dame zerrte sich nervös die Handschuh von den Fingern.

„Herr Rechtsanwalt,“ sagte sie in beinahe weinerlichem Tone, „Sie werden sehen, ich begehe noch einen Selbstmord. Diese Schande — — —“

„Nun, nun, so etwas darf man nicht thun!“

„Wenn man sich einen Gatten hat . . .“

„Er ist ein nichtsnutziger Mensch. Ich sage das nicht wegen der Unterschlagung, aber gestern sprach ich im Untersuchungsgefängnis mit ihm und . . . ich wurde böse auf ihn, sehr böse . . . beinahe hätte ich seine Verteidigung zurückgewiesen . . .“

„Was hat er denn gesagt?“

„Ach, reden wir lieber nicht davon! Für alles macht er gnädige Frau verantwortlich!“

„Wiß?“

„Ja, Madame. Er sagt, bitte, wenn Madame nicht solche Unsummen vergeudet hätte, wenn Madame sich mit seinem bescheidenen Gehalt begnügt hätte, dann . . .“

„Sechshundert Gulden Gehalt!“ murmelte die schöne Frau verächtlich.

„Dann, sagte er, hätte er auch nicht defraudiert. So spricht dieser Mensch! Denken Sie! Nun, ich machte aus meiner Meinung kein Hehl. Aber vergebens. Er sagte noch andres. Sachen . . . Sachen . . .“

„Was kann er mir noch sagen?“ warf das Frauchen herausfordernd ein. „Habe ich ihn etwa betrogen?“

„Gott behüte, Madame. Wohin denken Sie? Das traute er sich doch nicht zu sagen, wenigstens nicht direkt, wenn er auch . . . abgewartet . . .“

„Ich werde mich scheiden lassen von diesem Schuft!“

„Das ist Ihr Recht vor Gott und Welt!“ deklamierte der Anwalt pathetisch. „Kriminelle Anklage ist ein klassischer Scheidungsgrund. In Ihrer Lage würde ich selbst . . . Aber stellen Sie sich vor: vorläufig wünscht dieser Mann, daß Sie die neuhundert Gulden zahlen, die notwendig sind, um die Bank zur Zurücknahme der Klage zu bewegen.“

„Ich soll zahlen? Ich?“

„Das hübsche Gesicht verzerrte sich vor Wut.“

„Ja, meine Gnädige, so sagt er. Und leider, man muß es thun! Dieser Mensch ist zu allem fähig!“

„Keinen Heller zahl' ich. Meinemwegen mag man ihn hängen! Ich habe kein Geld.“

„Dieser Mensch sagt,“ fuhr der Rechtsanwalt ruhig fort —

„Er kann sagen, was er will. Ich kümmere mich nicht darum.“

„Aber er sagt . . .“

„Ich will nichts von ihm wissen. Nichts. Gar nichts mehr!“

Vor Horn schlug sie mit dem Sonnenschirm auf den Fußboden. Ihr Gesicht wurde von roten Flecken bedeckt. Aber der Advokat ließ sie ruhig wüten. Er war seiner Sache gewiß.

„Eine Woche haben Sie Zeit, gnädige Frau. Ich habe das mit der Bank bereits abgemacht.“

„Aber von wo soll ich das Geld nehmen? Und warum eigentlich?“

Der Rechtsanwalt antwortete nur auf die letzte Frage:

„Weil Madame sonst auch unter Anklage gestellt werden.“

Die Frau sah ihn mit weitauferissenen Augen entsetzt an.

„Ich?“ fragte sie erschrocken.

„Ja wohl, Madame. Auch Sie. Natürlich nur als Mitthelfer.“

Dieser Mensch behauptet nämlich . . .“

Und schön langsam erklärte er ihr, dieser Mensch, nämlich ihr Mann, wäre ein ordinärer Lügner, der es dem Gericht glaubhaft machen würde, daß die defraudierten Papiere durch Madame verkauft worden seien, trotzdem diese ihre Herkunft vollkommen kannte.

„Dafür kann Madame drei Monate bekommen, im besten Falle zwei . . .“

Als die Dame sich entfernte, sah der Anwalt ihr zufrieden nach.

„Die kleine Bestie zahlt! Das ist gewiß. Ob ich die auch noch einmal verteidigen werde?“

Der Schreiber steckte seinen Kopf schon wieder durch die Thür.

„Frau Lipstod.“

Der Advokat eilte selber in das Vorzimmer.

„Kommen Sie, liebste Frau Lipstod! Wie ich Sie erwartet habe!“

Damit führte er eine noch junge, aber blasse und hagere Frau hinein, aus deren Bewegungen die tiefste Müdigkeit und Erschöpfung sprach.

„Bitte unterthänigst, ich habe die Schrift gebracht.“

„Zeigen Sie, meine Liebe, zeigen Sie.“

Die Frau holte ein sorgsam gefaltetes Papier hervor, das der Advokat mit blühenden Augen überflog.

„Bravo! Brächtig! Großartig!“ — — „Das unterfertigte Gemeinde-Amt bestätigt hiermit, daß die Mutter des genannten Anton Lipstod geistesgestört war, las er laut vor sich hin. „Wissen Sie, liebe Frau Lipstod, daß hier jeder Buchstabe Gold wert ist? Zum Tode kann man ihn schon nicht mehr beurteilen. Das ist ausgeschlossen. Aber was fehlt Ihnen denn?“

Die Frau wankte wie eine Betrunkene.

„Ich bin sehr müde,“ sagte sie leise. „Ich bin von Lofone zu Fuß gekommen.“

„So setzen Sie sich doch! Hier auf den Divan! Von Lofone zu Fuß? Aber das ist ja fürchterlich!“

„Ich hatte kein Geld.“

„Warum haben Sie mir nichts gesagt?“ fragte der Anwalt mit zarter Stimme. „Ich bin böse auf Sie. Soll ich Ihnen vielleicht etwas zum essen holen lassen? Schinken und Wein, nicht wahr?“

„Ich danke tausendmal, Herr Doktor. Ich habe keine Zeit . . .“

„Ich muß nach Haus zu meinem Kind.“

„Und Sie haben kein Geld? Ei, Frau Lipstod, was sind das für Sachen? Hier nehmen Sie! Thun Sie es nur weg. Wenn Sie welches haben, geben Sie es mir wieder. Nicht?“

Die fünfzig Gulden, die ihm der Altensälcher auf den Tisch gelegt hatte, zwang er ihr in die Hände. Er gab sie gern. Ihr Mann hatte einen Mord verübt und er war sein Verteidiger. Freilich, er verdiente nichts dabei . . . aber der Fall hatte Aufsehen erregt und das Schriftstück, das die arme Frau ihm gebracht, war eine mächtige Waffe in seiner Hand. In seinem Kopf spukten schon die wunderlichsten Phrasen herum . . . ererbter Wahnsinn — beschränkte Zurechnungsfähigkeit — Lombroso, Krafft-Ebing, Ribot, Ellis Havelock . . . der Eindruck würde außerordentlich sein, und die Zeitungen . . .

„Ich bin für niemand zu Hause,“ schrie er in die Schreibstube, als Frau Lipstod gegangen war. „Nicht mal für den Ministerpräsidenten!“

Die krankhafte Veränderung der Gehirnmoleküle, wie sie klar und deutlich sich auch bei der Mutter zeigte . . . Ja, das wird wirken! Es klingt etwas nebelhaft, aber desto besser!“

Ein kleines Stubenmädchen mit weißer Schürze und gestärktem Häubchen trat ein.

„Die gnädige Frau lassen fragen, ob der Herr Rechtsanwalt heute ins Theater gehn?“

„Man soll mich in Ruhe lassen!“ herrschte der große Kriminalist sie an. „Ich gehe nicht.“

Er wird ein Narr sein! Ins Theater gehn, um sich allerhand ausgehecktes Zeug anzusehen, wo er selbst in einem großzügigen Drama eine Rolle spielt. In dem Drama, das Anton Lipstod heißt, schminken sich die Helden nicht die Gesichter, sprechen nicht nach dem Souffleur und deklamieren nicht falsch. Zwei Menschen hat der an einem Abend gemordet! Und er, sein Verteidiger, — wird er etwa nicht einen ebenso großen Erfolg haben wie ein Tragöde? Man applaudiert ihm ebenso und die Journale loben ihn mehr. „Der große Kriminalist erhob sich zu einer seiner glänzenden Verteidigungsreden.“ So wird überall zu lesen sein.

Er nahm die Prozeßakten aus dem Schreibtisch und überflog die Anklage.

Triumphierend schwenkte er den Bogen über seinem Kopf. „Damit reiße ich ihn dem Herrn Staatsanwalt aus der Hand! Vielleicht spricht man ihn sogar ganz frei! . . . Aber nein, das wäre zuviel verlangt! — Immerhin, so ganz unmöglich . . .“

Sein ganzes Gesicht glühte vor freudiger Spannung.

Der Schreiber trat wieder ein.

„Ich vergaß: der Banknotenfälscher . . .“

„Er soll zum Teufel gehn! Aber nein! Donnerstag soll er wiederkommen!“

Und wütend schlug er die Thür ins Schloß. —

Kleines feuilleton.

K. Auf dem höchsten Vulkan Japans während eines Ausbruchs. Den Asamahama in der Provinz Shinano, den höchsten von allen thätigen Vulkanen Japans, hat der Engländer Herbert G. Ponting

während eines Ausbruchs erstiegen, und er schildert nun das Wagnis in einem Artikel, den er im „Century Magazine“ veröffentlicht. Der Vulkan ist 8280 Fuß hoch; aber die Stadt Karuzawa, von der aus man den Berg besteigt, liegt schon 3270 Fuß über dem Meerespiegel, und so braucht man nur noch 5000 Fuß in die Höhe zu kommen, wenn man den Eisenbahnzug verläßt. Der Berg erhebt sich in sehr sanfter Steigung bis zum Gipfel. Die Eisenbahn von Tokio aus fährt durch das Gebiet des alten japanischen Hochlandes, das in den vergangenen Zeiten der Lehnsheerrschaft Kioto die Residenz der Mikado von der Hauptstadt der Shogune, von Jeddo, trennte. Bei der Stadt Njogi breitet sich ein herrliches Panorama von Bergen aus. In einem klaren und ruhigen Morgen um 7 Uhr früh brachen Ponting und sein Begleiter Denis Hurley mit einem Führer auf; drei Kulis trugen den schweren photographischen Apparat. In der trodnren Bergluft stand der Gipfel klar und scharf gegen den Himmel und ein feiner weißer Dampf schwebte wie ein Wölkchen über dem leicht gerundeten Kegel des Kraters. Plötzlich stieß einer der Kulis einen Schrei aus und wies auf den Gipfel, aus dem plötzlich eine dicht geballte Masse weißen Dampfes hervorquoll, dem eine schwarze Rauchsäule folgte. Fast zehn Minuten lang schossen nun starke Ströme von Dampf und Rauch aus dem Krater hervor und stiegen in schönen Windungen bis zu einer Höhe von drei oder vier englischen Meilen, bis dann ein starker Luftstrom der geschlossenen Säule die Spitze wegnahm und sie allmählich zerflattern ließ. Man warnte die Reisenden, den Berg weiter zu besteigen und sich dem Krater allzusehr zu nähern. An Reisefeldern und Gebirgsflüssen vorbei ging der Weg, und er führte über Stellen, die Asche und Schlacke bedeckte. Kurz nach zehn Uhr mußten die beiden Engländer von den Pferden, auf denen sie bis dahin geritten waren, heruntersteigen, da wie alle japanischen Vulkane auch der Asamajama heilig ist und sein Kegel von Pferdehufen nicht berührt werden darf. Von da zum Gipfel schreitet man über ein Feld von Wimsstein. Zwanzig Minuten nach elf Uhr erfolgte ein neuer Ausbruch; riesige Rauch- und Dampfmassen quollen hervor, und Windstöße setzten einen dichten Aschenregen über die Wanderer hin. Während sie den Luch nahmen, erzählte der Führer, daß der Berg bei solchen Eruptionen sehr gefährlich wäre und manchmal Massen von Steinen herausfähleudere. Wirklich lagen auch Myriaden Steine dicht gefast auf der weichen Asche und sie waren noch warm von dem inneren Feuer des Vulkans. Als sie den Gipfel erreichten, schwebte nur noch ein leichter Dampfnebel über dem Kraterkessel, der 600 Fuß tief hinabreicht. Am Rande dieses Abgrundes stehend, sahen die Reisenden in dem unruhig brodelnden Herdenschüssel auf dem Grund flammende und lodende Massen mit dumpfem Dröhnen und Krachen ein unheimliches Wesen treiben. Die Kulis standen mit Furcht und Grauen an diesem Abgrund, aus dessen Tiefen böse Dämonen unheilvoll zu drohen schienen. Als die Reisenden gegen 3 Uhr einen letzten Blick in das geheimnisvolle Innere der Erde warfen, da dröhte plötzlich ein fürchterbares Brüllen, ein irischesendes Krachen folgte, gleich als ob Steine die Abhänge des Kraters herniederrollten. Vulkanische Bomben barsten in der Luft mit lautem Knallen und Steine regneten hernieder. Felsstücke flogen in pfeisendem Schwünge daher, und ein so kräftiger Sturmwind wirbelte um die Köpfe, daß der Hut Hurleys den unterirdischen Mächten zusagte. Alle ergriffen sogleich die Flucht; doch die beiden Engländer erkannten bald, daß sie den Steinen auch mit dem schnellsten Laufen nicht entgehen könnten; sie blieben und erwarteten ihr Schicksal. Der stärkste Steinregen war auf der Nord- und Ostseite des Kraters erfolgt; sie befanden sich im Süden; so ging die Gefahr an ihnen vorüber. Als sie aber, nachdem der stärkste Ausbruch vorbei war, daran dachten, dieses grandiose und wilde Schauspiel durch die Photographie festzuhalten, sahen sie die Kulis mit den Apparaten bereits in einiger Entfernung eilig davonschießen. Augenblicklich fingen sie an, ihnen nachzulaufen, doch da gab es kein Anhalten; der Führer rief, daß sie alle totgeschlagen würden, wenn sie einen Augenblick einhielten; nur mit Mühe konnte Ponting einen der Kulis zum Stehen bringen und ihm seine Handkamera entreißen; dann kehrten sie mit einem alten Kuli zu dem Krachen zurück und machten von den wild aufstürmenden Rauchmassen und den hagelnden Steinströmen eine Aufnahme.

— Vom Hungertuch. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Dresden geschrieben: Von sogenannten Hungerteuchern, die in der ausgetrockneten Elbe zutage getreten, ist in letzter Zeit vielfach berichtet worden. Treten diese Steine hervor, dann müssen zahlreiche Familien der Elb-Schiffer und -Fischer am Hungertuche nagen. Was hat es mit dem „Hungertuche“ für eine Bewandnis? Im Museum des Sächsischen Altertumsvereins in Dresden befindet sich ein solches Hungertuch. Ferner giebt es solche Hungertücher noch in Augsburg, im Elsaß und in der Schweiz. Ursprünglich wurden die Hungertücher im Mittelalter in der Fastenzeit in den Kirchen aufgehängt, wo der Anblick der Tücher die Gläubigen mahnen sollte, zu hungern. Dann aber wurden die Hungertücher auch gestiftet zur Erinnerung an Hungersnöte. So wurde das im Dresdener Museum befindliche Tuch im Jahre 1472 von dem Gewürzkrämer Jakob Görtler der St. Johannisirche in Zittau gestiftet. Es ist 90 Quadratellen groß, oben und unten an Stangen befestigt, und in 10 Reihen sind 90 Felder auf der gemeinten Leinwand abgeteilt, auf die 90 Bilder aus der biblischen Geschichte mit Wasserfarben gemalt sind. Alle Personen, selbst Adam und Eva, sind in der Tracht der Zeit des Stifters dargestellt, dieser selbst ebenfalls, wie er vor dem Gewürzkräm seiner Firma steht. Unter jedem Bilde steht ein erklärender

Wers, wie: „Sie schafft Himmel und Erde Gott, Danach die vier Element gemacht hat“ oder „Allda scheidet er den Tag und die Nacht, Sonne und Mond darnach macht“. Wegen der schlechten Reime kam dann auch das Sprichwort auf: „Es reimpt (reimt) sich eben wie der Teufel und unser Herrgott am Hungertuche.“ Als das Hungertuch 1672 aus der Kirche in Zittau entfernt wurde, sang der damals berühmte Dichter und Rektor Christian Weise: „So ist das Hungertuch zerrissen! Und hat die Zeit, die alles frisst, Auch diese Reimpt (Leinwand) entwei gebissen, Daß sie nun voller Löcher ist, Und daß man sie so hoch hinan, Nicht ohne Schaden hängen kann.“ Im 16. Jahrhundert kam das Sprichwort „am Hungertuche nähen“ oder „nagen“ auf, im Sinne von fasten, sich kümmerlich behelfen. So singt Hans Sachs von einem ungetreuen Hausvater: „Dein eigen Weib und Kind, Knecht, Maid und alles Hausgefind, das muß am Hungertuche nähen.“ Die meisten der Hungertücher sind vom Jahr der Zeit vernichtet worden, in Sachsen dürfte das erwähnte das einzige sein, welches der Nachwelt erhalten worden ist. —

Meteorologisches.

en. Winde und Stürme in oberen Luftschichten. Die Luftbewegungen in den höheren Schichten der Atmosphäre sind für die Beurteilung des Zustandes und des voraussichtlichen Ganges der Witterung oft bedeutamer als die Winde, die am Erdboden selbst wahrgenommen und gemessen werden können. Daher haben sich die Meteorologen nicht nur seit längerer Zeit mit der Beobachtung der Zugrichtung der Wolken beschäftigt, sondern wenden neuerdings auch Flugdrachen und Luftballons in immer steigendem Maße für diese Untersuchungen an. Wir wissen jetzt, daß sich die Luftschichten in größerer Höhe oft in einem sonderbaren Wirrwarr der Bewegungen befinden. Zuweilen fließen Luftströme übereinander in entgegengesetzten Richtungen, ohne sich zu vermischen; dann wieder entstehen durch Begegnung und Vermischung solcher einzelner „oberer Winde“ eigentümliche Störungen. Letztere sind ohne Zweifel auch der Grund dafür, daß die Fortpflanzung des Schalls auf und über der Erde mit einer merkwürdigen Unregelmäßigkeit vor sich geht. Die Signale von Nebelhörnern z. B. können ihren wichtigen Zweck oft nicht erfüllen, weil die Schallwellen von einem launischen vagabundierenden Wind plötzlich aufwärts entführt werden. Dann wird der Schall wohl auch ebenso unerwartet aus der Höhe wieder zur Erde getragen, und so werden in einer Ortschaft Geräusche hörbar, deren Ursprung sich niemand zu erklären vermag. Die sogenannten Nebelschüsse und manche andre wegen ihrer Rätselhaftigkeit berühmt gewordenen Schallercheinungen dürften nur auf diesem Wege ihre Erklärung finden. —

Humoristisches.

— In der Buchhandlung. Kunde: „Ich bitte um Goethes Werke.“ Kommiss: „Bedauere, sind momentan nicht da; aber mit etwas Geduld kann ich dienen.“ —
 — Zaungäste im Jahre 2000. Wirt: „Gartenkonzerte halt' ich keine mehr ab, niemand kommt, alle lauschen sie droben in ihren Ballons!“ —
 — Ein Schlaucherl. „Ja, Herr Nagerl, warum nehmen Sie denn jetzt immer diese mächtige Perrücke mit ins Wirtshaus; Sie haben ja doch noch alle Ihre Haare?“
 „Ja wissen S., jetzt in der Bodzeit muß man besonders vorsichtig sein, und wenn ich so hie und da mit 'nem kleinen Schwips heimkomme, gelüftet meiner Alten nach einer Auseinandersetzung — ua und — da lass ich ihr halt die kleine Freude!“ — („Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Heinrich Hart wird nächsten eine biographisch-ästhetische Studie über Peter Hille veröffentlichen. —
 — „Ernst sein“, eine vieraktige Komödie von Oskar Wilde, hatte bei ihrer deutschen Uraufführung im Altonaer Stadt-Theater nur einen geringen Erfolg. —
 — Das Berliner-Theater wird am 23. Dezember ein neues vieraktiges Versdrama von Oskar Blumenthal: „Der tote Löwe“ zum erstenmal aufführen. —
 — Die gemusterten Farbleider der Eidechsen und Schlangen sind von Prof. G. Tornier, wie die „Sächsische Zeitung“ berichtet, auf ihre Entstehung untersucht worden. Von oben betrachtet, erweist sich die Haut eines solchen Reptils als mit Furchen von verschiedener Richtung bedeckt; sie umschließen begrenzte Bezirke, Hautfalten, die das Farbleidmuster oder den Sitz von Schuppen bilden. Nach Torniers Untersuchung treten diese Farbleidmuster unter dem Einfluß der Körperbewegungen des Tieres auf, und zwar Furchenmuster bei minder beweglichen, Faltenmuster bei stark beweglichen Tieren. Jedem solchen Muster kommt eine bestimmte biologische Bedeutung zu, so daß man, wenn erst alle derartigen Muster gedeutet sind, jeder Eidechse oder Schlange einen Teil ihrer Lebensweise unmittelbar vom Körper wird ablesen können. —
 — Fünfundvierzig Meilen nordöstlich von Pretoria, im sogenannten Buschfeld, hat man ein mächtiges Zinnerzlager entdeckt. —